

## Mit dem Nachtzug nach Berlin

### 2. Teil

#### Unvergessene Erlebnisse mit zwei Berliner Rangen

Berlin Neukölln, Innstraße 47

Bei einem unserer Besuche in den Jahren 1952 – 1960 wollten wir unsere Verwandten mit unserem Kommen überraschen. Ich war neun Jahre alt als mir meine Mutter fünf Pfennige in die Hand drückte und mich beauftragte, ich solle in ihrem Bäckerladen ein Brötchen kaufen. Mutter wartete draußen auf mich und war gespannt, ob ich wohl erkannt wurde.

Weinend kam ich ohne Brötchen wieder zurück und erzählte unter Tränen: „Tante Rosa hat gesagt: *„Ne Kleene, für Ostjeld krigste hier nüsch.“* Sie wusste also nicht, wer ich war.

Als wir anschließend gemeinsam das Geschäft betraten, klärte sich das Missverständnis schnell auf und endete in herzhaftem Lachen.

*„Dit hätt ick ja nich jedacht Ilse, det die Kleene so doller jewachsen is. Wat doch so'n Jahr ausmachen tut“*, sagte Tante Rosa kopfschüttend.

Außer den herrlichsten Backwaren gab es auch Bohnenkaffee in ihrem Geschäft zu kaufen. Entweder wurde dieser abgewogen und eingetütet, oder zum sofortigen Verzehr frisch gebrüht. Der Kaffee befand sich in einer großen Blechdose hinter dem Ladentisch.

Das erste, was unsere Mutter nach der Begrüßung der Verwandten tat, war das tiefe Einatmen des Kaffeearomas über der geöffneten Vorratsdose. Dabei ertönte ein genüssliches mm... aus ihrem Mund. Bei jedem Besuch wiederholte sie dieses Ritual.

Der unverkennbare typische Kaffeegeruch verkörperte für unsere Mutter die westliche Welt. Zuhause in Grabow gab es nur am Wochenende Bohnenkaffee. Er war eine teure Rarität.

Durch die Bäckerei hatten unsere Verwandten wenig Freizeit. Onkel Heinz stand schon um vier Uhr morgens auf, um das Brot zu backen. Am Abend zuvor hatte er bereits den Sauerteig in einem großen Bottich mit einem gewaltigen Knethaken vorbereitet. Gebacken wurde bis mittags. Brötchen gab es in mehreren Sorten zweimal frisch am Tag.

Da Onkel Heinz Bäcker- und Konditormeister war, buk er viele Blechkuchen, Feingebäckstücke und zauberte die herrlichsten Torten. Ein wunderbarer Geruch nach frischen Backwaren breitete sich in allen Räumen aus.

Wenn es in Grabow hieß, wir fahren nach Berlin, so hatte ich gleich den Geruch frischer Backwaren in der Nase.

Tante Rosa bediente die Kundschaft im Laden. Zwischendurch bereitete sie das Obst für die Blechkuchen vor.

Die Berliner kauften Schrippen Knüppel und Semmel, entweder ohne Körner oder mit. Viele Varianten waren im Angebot. Schnell hatte ich mich mit diesen neuen Sorten angefreundet und noch schneller mit dem Berliner Dialekt. Meine Mutter schmunzelte jedes Mal, wenn sie mich so sprechen hörte, aber ich fand das cool und wollte meinem Cousin und meiner Cousine natürlich nicht nachstehen, die tüchtig berlinerten. Sie waren beide älter als ich und im Stillen meine Vorbilder.

Die Berliner hatten ein lautes, schnodderiges Mundwerk, auch „Berliner Schnauze“ genannt. Aber man musste sie dennoch mögen. Dabei erinnere ich z.B. an *Agnes Kraus, Gerd E. Schäfer und Helga Hahnemann*.

Die Reisen nach Berlin hatten für uns einen Sinn, denn dorthin wurde das Kindergeld überwiesen, welches unser Vater, der in Westdeutschland lebte, monatlich für meinen Bruder und mich zahlte. Reich konnten wir dadurch gewiss nicht werden, denn für 15 DM im Monat ließ sich kein Kind ernähren und kleiden.

Das Geld wurde einige Monate angespart, damit sich die Reise lohnte.

Unsere Mutter tätigte damit kleine Einkäufe, die es bei uns in der DDR gar nicht oder nur selten und viel zu teuer gab.

Dazu zählten u.a. bestimmte Gewürze, Kurzwaren, Perlonstrümpfe und Bohnenkaffee sowie Gasstrümpfe für unsere Gaslampe in der Grabower Küche. Diese war bei Stromsperren, die in den ersten Nachkriegsjahren oft auftraten, außer Kerzen unsere einzige Lichtquelle in der Wohnung und daher unentbehrlich.

In unserem Reisegepäck befand sich stets eine bescheidene Liste, auf die die dringend benötigten Artikel für den täglichen Bedarf notiert waren. Etwas zu vergessen konnten wir uns bei der Entfernung nicht leisten.

Unsere Mutter arbeitete ihre von Grabow mitgebrachte Einkaufsliste bei jedem Berlinaufenthalt sorgfältig ab. Das Restgeld tauschte sie dann in der Wechselstube zum Kurs von 1:4 um und deckte damit die Unkosten der Fahrt.

Unser Einkaufsparadies war Hertie, ein Kaufhaus in dem es nahezu alles gab, was das Herz begehrte. Es hatte seinen Standort in der Neuköllner Karl-Marx-Straße.

Von der Innstraße kommend überquerten wir die Sonnenallee, gingen die Anzengruber Straße bis zum Ende. Dort sahen wir an der Straßenecke vor dem Hauptpostamt einen Mann mit einem Bauchladen stehen. Auf seinem Kopf trug er einen schwarzen Zylinder. Dieser war von einer breiten Banderole umgeben, in der lauter große, echte Geldscheine steckten. Wir dachten, wir trauten unseren Augen nicht. Der geldbestückte Zylinder zog unsere Blicke magisch an.

„Ach, wenn wir davon ein paar Scheine hätten, wie wären wir glücklich und zufrieden“, sagte Mutter.

Das Gesehene ließ uns staunen und wir drehten uns verwundert immer wieder nach dem Mann um. Später erfuhren wir von unseren Verwandten, der „geheimnisvolle“ Unbekannte war der Losverkäufer einer Lotterie.

Inzwischen standen wir nun an der großen Karl-Marx-Straße in Neukölln und mussten auf die gegenüber liegende Seite wechseln.

Auf der Straßenmitte befand sich eine Verkehrsinsel, von wo aus ein Polizist den Verkehr regelte. Er war mit einem weißen Wettermantel und einer weißen Mütze bekleidet und hielt in einer Hand einen schwarz/weiß gestreiften Verkehrsstab, in der anderen ein Megaphon.

Um seinen Hals hing eine Schnur mit einer Trillerpfeife.

Sein Anblick gehörte zu den vielen neuen Eindrücken, die wir überall in Berlin bekamen.

Nach einer kurzen Wartezeit winkte der Polizist uns mit anderen Passanten gemeinsam über die große, verkehrsreiche, Straße.

Als uns meine Tante aus Techentin auf einer Berlinfahrt begleitete, wollten wir ihr unser Einkaufsparadies Hertie zeigen und mussten somit die belebte, mehrspurige Karl – Marx – Straße überqueren.

Meine Mutter redete unentwegt auf ihre Schwester ein, um sie auf alles aufmerksam zu machen, was ihr neu und fremd war.

Tante Elfriede kriegte den Mund vor Staunen nicht zu und trat ohne zu gucken, eiligen Schrittes auf die Straße. Sofort piff der Polizist von der Verkehrsinsel auf seiner Trillerpfeife und rief ins Megaphon:

**„Die Dame mit dem hellen Hut, verlassen sie bitte sofort die Fahrbahn.“**

Meine Tante fühlte sich nicht angesprochen, sie war mit ihren Gedanken ganz woanders, aber meine Mutter riss sie geistesgegenwärtig sofort am Arm zurück. Tante Elfriede guckte uns ganz verwundert an bis sie begriff, dass sie gemeint war.

Etwas später überquerten wir zusammen ordnungsgemäß die Karl – Marx – Straße.

Wir standen nun vor dem Kaufhaus und hatten unser Einkaufsziel und damit den eigentlichen Zweck der Reise erreicht.

Bei Hertie fuhr ich zum ersten Mal in meinem Leben mit einem Fahrstuhl und lernte auch den Umgang mit den Rolltreppen kennen. Ich erlebte einen Traum, der in keiner Weise mit meinem noch jungen Leben in Grabow, meiner Heimatstadt, zu vergleichen war.

Für Tante Elfriede stellten die Rolltreppen ein zunächst unüberwindbares Hindernis dar. Sie traute sich nicht, den ersten Schritt zu machen. Es hatte sich schon eine kleine Käuferschlange hinter ihr gebildet, die unruhig wurde.

*„Nu treten se doch endlich druff, det Jewate macht eenen ja ganz meschugge“*, konnte man einen Wartenden sagen hören. Da sich aber nichts tat, meckerte eine Berliner Rotznase respektlos:

*„Dit schnallt die olle Trulla nich, is woll aus'm Kuhkaff.  
Det sieht ma doch an de Dohle uff'm Kopp.“*

Das gute Zureden meiner Mutter nützte nichts. Erst als Tante Elfriede einen beherzten kleinen Schubs bekam und ein erschrecktes „huch“ aus ihrem Mund ertönte, stand sie überrascht auf dem ihr unbekanntem Beförderungsmittel.

Das Verlassen der Treppe gestaltete sich zum Glück etwas einfacher.

Auf jeder der sechs Etagen dieses großen renommierten Kaufhauses gab es neben einem riesigen Warenangebot Probierstände und wir trauten uns erst nach mehrmaliger Aufforderung, zaghaft zuzugreifen.

Essen und trinken ohne etwas dafür zu bezahlen, wie konnte das möglich sein?

Wahrscheinlich sah man uns unsere Herkunft an der Kleidung an und wollte uns etwas Gutes tun, dachten wir, weil uns keine andere Erklärung plausibel schien.

Ein fremder Anblick in der City waren für uns die Schupos, denen man überall im Zentrum begegnete. Schupo ist die Kurzform von Schutzpolizei. Sie gehörte zum Stadtbild und sorgte für Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Auf ihren Köpfen trugen diese Polizisten eigenartig geformte schwarze Helme, die Tschakos.

Unter einigen Grabowern war es bekannt, dass wir mehrmals im Jahr nach Berlin fuhren. So traute sich die eine oder andere Bekannte unsere Mutter im Geschäft anzusprechen, ob sie bei der nächsten Reise nicht etwas für sie besorgen könnte. Unsere Mutter erfüllte die Bitte, in dem sie z.B. einer Kundin ein warmes Kopftuch im damals sehr modernen, pastellfarbenen Waffelmuster besorgte und einer anderen eine Baskenmütze für deren Mann. Der Preis dafür wurde ihr später zum aktuellen Kurs erstattet.

Als wir die gewünschte Baskenmütze bei Hertie nicht bekamen, gingen wir zu Brenningmeier.

Dort klappte der Kauf und wen sahen wir überraschend in der Kassenschlange stehen?

Meine Deutschlehrerin aus dem weit entfernten kleinen Grabow. Da wir sie nicht kompromittieren wollten, benahmen wir uns unauffällig, so dass sie uns nicht bemerkte.

Vielleicht hätte ihr diese Begebenheit beim Bekanntwerden die Anstellung in der Schule gekostet.

Ja, so spielt das Leben manchmal.

Wir entdeckten in Berlin immer wieder etwas, was wir noch nicht kannten.

So zum Beispiel führten einige Katzenfreunde ihre Lieblinge an der Leine spazieren. Im Winter hatten sie ihre kleinen Tiger sogar mit wärmenden Textilien bekleidet. Wir dachten, wir wären im falschen Film. Aber in dieser Stadt war alles möglich.

Wieder einmal in Berlin angekommen, fielen unsere Blicke auf die schönen braunen Beine der Weiblichkeit. *„Guck mal Heike, sagte meine Mutter, es ist erst März und die Frauen gehen alle ohne Strümpfe und haben jetzt schon braune Beine. Kannst du dir das erklären?“*

Ich verneinte die Frage natürlich und war ebenfalls erstaunt. Meine Cousine klärte uns später auf. Der neueste Trend waren transparente, braun farbige Strümpfe ohne Naht. Wie sollten wir das ahnen.

Wenn wir Kinder Onkel Heinz in der Backstube halfen, verdienten wir uns dadurch ein kleines Taschengeld. So säuberten wir zum Beispiel die Kuchenbleche oder kauften das Obst für die Backwaren auf einem Kahn, der auf dem nahe gelegenen Teltowkanal ankerte. Auch das Einsammeln der Brötchen vom Backofen, die dort zum Trocknen lagen, um anschließend gemahlen und als Semmelbrösel verkauft zu werden, wurde honoriert. Das war nicht ganz einfach, denn zwischen Ofen und Decke war nur ein geringer Abstand und außerdem musste man erst einmal auf den Ofen gelangen, was nicht unproblematisch war. Bei der Einsammelaktion kam man tüchtig ins Schwitzen, denn der Ofen strahlte viel Wärme ab. Aber was tat man nicht alles, um ein paar Westgroschen für Kaugummi, Schokolade oder eine heißbegehrte Kinokarte zu ergattern. In der Backstube war es immer gemütlich warm. Darum fanden wir dort hinter einem Vorhang ein Plätzchen für die Morgentoilette. Vor dem Aufstehen warf uns Onkel Heinz ein warmes, knuspriges Brötchen als Morgengruß ins Bett. So angenehm konnte man nur bei ihm in Berlin geweckt werden.

Aber Onkel Heinz konnte auch ein Schlitzohr sein. Er legte einige Münzen Kleingeld auf den Garderobentisch im Korridor. Dort lag es mehrere Tage unbeachtet. Als wir uns zur Heimfahrt von ihm verabschiedeten wollten, sagte er zu seiner Schwester: **„Ilse, deene Jören sind janz in Ordnung. Ick hab se mal jetestet. Allet Jeld vom Flur is noch da, nüscht fehlt.“**

Diese Äußerung blieb ohne Kommentar. Onkel Heinz erntete dafür aber einen unmissverständlichen Blick.

Vom Charakter her war unsere Mutter ein Optimist und immer bescheiden. Ihr Bruder wusste das und wollte sie mit einem Trick aus der Reserve locken, was ihm auch gelang. Er hatte Schmalzkuchenringe gebacken, die seine Schwester leidenschaftlich gerne aß. Aber meistens dankte sie nach dem Verzehr eines Stückes, was unseren Onkel auf folgende Idee brachte. Er sagte, ihm seien die Schmalzkuchen nicht gelungen und viel zu klein geraten, so dass er sie nicht verkaufen könne.

**„Ilse, hau feste rin, so’n Anjebot krigste nich noch eenmal.“**

Unsere Mutter griff tüchtig zu. Irgendwann war sie so satt, dass ihr fast schlecht von dem vielen ungewohnten Fett wurde.

„Es tut mir leid, sagte sie, ich kann wirklich nicht mehr“. Daraufhin sprach Onkel Heinz zu seiner Frau:

**„Rosa, bring det Blech mit’m restlichen Jebäck in’n Laden, kannste nu verkoofen.“**

Unsere Mutter wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, was Onkel Heinz wiederum köstlich amüsierte. Bei späteren Besuchen wurde noch oft über diese lustige Begebenheit gesprochen. Ein zweites Mal jedoch ließ sie sich nicht wieder reinlegen.

Ihren Bruder nannte unsere Mutter zum Leidwesen ihrer Schwägerin „Heini“. Immer wieder sagte Tante Rosa:

**„Ilse, dit is nich Heini, sondern Heinz. Jewöhn dich doch ooch ma daran.“**

Darauf unsere Mutter: „Solange ich lebe ist Heini, Heini, das war schon in unserer Kindheit so und daran wird sich auch jetzt nichts mehr ändern. Solltest du aber ernsthaft darauf bestehen, so bist du ab sofort auch nicht mehr Röschen für mich, sondern ich werde dich nur noch Rosa nennen.“

Das hat gegessen und so blieb in Zukunft alles beim Alten.

Onkel Heinz fragte eines Tages seine Schwester: **„Du, Ilse, weeste wat Currywurst is?“** Die Antwort war „nein“. Anstelle seines Vaters griff Peter das Wort:

***“Denn jehn wa ma in ‘ne Berliner Kneipe, schieben uns ‘ne Currywurst mit Pommes zwischen de Kiemen und ihr zischt eene Molle dazu. Wir Jören schlürfen Schlapperwasser. Wat meenste Tantchen, wie det schmecken tut, is dollle leckä.***

So geschah es dann auch. Bestimmt hätte ich diese Einladung von Onkel Heinz längst vergessen, wenn nicht im Gastraum eine Musikbox gestanden hätte, die gegen Einwurf einer Mark fünf Schlager nach eigener Auswahl spielte. Ich durfte mir auch einen Titel aussuchen und wählte mein Idol „Peter Kraus“ mit dem Lied „Ich bin ja so allein“, englisch, „I am a Lonely Boy“. Endlich einmal den Titel lupenrein hören können, ohne die akustischen Störungen bei Radio Luxemburg. Erst 2 – 3 Jahre später wurden die Musikboxen auch bei uns eingeführt.

Es waren die Jahre der Petticoats und Stöckelschuhe.

Zum Geburtstag 1957 erfüllte sich mein sehnlichster Wunsch und ich bekam einen Petticoat aus Berlin. Die Freude war riesengroß.

Ich hatte ihn schon einige Tage vor meinem Geburtstag in der Schlafzimmertür entdeckt, die verschlossen gehalten wurde. Aber nach längerem Suchen stellte sich der Erfolg ein und ich fand den Schlüssel. Die Neugier konnte befriedigt werden.

Der weiße Halbrock aus Perlon mit drei Stufen und einem Reifen wurde später von einem gelben Schaumgummipetticoat mit Tüllstufen und Rüschen abgelöst. So manches Mädchen aus meiner Klasse hat mich darum beneidet.

Die Jungs kreierten ihre eigene Mode. Sie kleideten sich fast ausschließlich in schwarz.

Schwarze Cordhosen, dazu eine schwarze Strickjacke mit einem großen gelben „V“ auf der Brust, möglichst ein schwarzes Hemd und gestreifte Socken in den bevorzugten Farben schwarz/weiß, schwarz/rot oder schwarz/gelb.

Um den Hals trugen sie eine schwarze Kordel mit einem Schmuckelement.

Mein Bruder bekam so eine mit dem Berliner Wappentier, dem Bären.

Auf die Absätze der Schuhe ließen sich die Jungs kleine mondformige Halbeisen nageln, wodurch jeder Schritt beim Laufen gut hörbar war und sie dadurch auffielen.

Alle Jugendlichen, die Verwandte im Westen Deutschlands hatten, kamen hin und wieder in den Genuss von Westkleidung. Ob abgelegt oder neu gekauft, sie trugen sie mit Stolz und wurden darum beneidet.

Bei unseren Besuchen in Berlin freuten wir uns besonders auf das Treffen mit Cousin und Cousine. Wenn die beiden Kinder noch in der Schule waren, gingen wir gerne mit Ajax Gassi.

Unsere Verwandten hatten einen Terrier. Der Hund gewöhnte sich schnell an uns und wir führten ihn stolz an der Leine durch den nahe gelegenen Wildenbruchpark und tollten dort mit ihm herum und versuchten, ihm kleine Kunststücke beizubringen. Ajax war ein Kinderfreund, er mochte uns und wir liebten ihn.

Ingrid und Peter waren beide waschechte Berliner Rangen und immer zu Späßen aufgelegt.

Selten sah man sie ohne Kaugummi im Mund. Diese Modeerscheinung wurde nach dem Krieg von Amerika frei Haus nach Deutschland geliefert.

Die meisten Kids und Jugendlichen liefen zum Leidwesen der Erwachsenen kauend und ketschend durch die Gegend. Zu den Mahlzeiten wurde schnell ein Ort zur Aufbewahrung der Mundknete gefunden. Entweder war es der Tellerrand, die Tasse oder Untertasse, die Tischkante oder zur Nachtruhe der Nachttisch bzw. die Giebelwand vom Bett. Es musste ja irgendwann damit weiter gekaut werden.

Sollte aber das begehrte Kauobjekt nicht wieder auffindbar sein, so war es ratsam, mal einen Blick unter die Schuhe zu werfen. Dort haftete es mit Vorliebe. In diesem Falle gab es keine Chance zur Weiterverwendung. Neue Beschaffungsmöglichkeiten mussten ersonnen und gefunden werden.

Ingrid und Peter hatten unerschöpfliche Phantasien. Sie konnten nett und hilfsbereit sein, doch manchmal hatten sie es faustdick hinter den Ohren.

Cousin Peter schlug uns eine Fahrt mit dem Doppeldeckerbus quer durch Berlin vor. Wir sollten seine Heimatstadt kennen lernen und waren sofort begeistert. Natürlich setzten wir uns nach oben in die erste Reihe. Bei jeder Kurve dachten wir, der Bus rammt eine Hausecke. Aber wir unterschätzten das Können der Berliner Busfahrer.

An allen markanten Punkten der Stadt kamen wir vorbei. Wir passierten das Brandenburger Tor, sahen die Siegessäule, den Funkturm, den Kuhdamm mit der Gedächtniskirche, das Rote Rathaus, den Reichstag u.v.m. Natürlich lernten wir auch den Wannsee kennen.

Auf einer anderen Berlintour besuchten wir vier Kinder den Grunewald und wurden dort von einem Gewitterguss total durchnässt. Nach kurzer Wetterberuhigung setzte wieder Regen ein und da wir ohnehin schon nass bis auf die Haut waren, spazierten wir ohne Eile weiter.

In diesem jämmerlichen Zustand wagten wir es, bei einer Jugendfreundin unserer Mutter zu klingeln.

*Is det nich die Trude, die eene „bella etage“ am Kuhdamm hat ?*, wollte Peter wissen. Er meinte damit ein Hotel und hatte recht. Schnell erfanden wir eine Notlüge und richteten der Freundin imaginäre Grüße von unserer Mutter aus.

Bei unserem Anblick, wir waren vier tiefende Geschöpfe, die einen bedauernswerten Eindruck gemacht haben mussten, verschwand die besagte Freundin und kam eilig mit ihrem Portemonnaie wieder zurück. „Hier Kinder, sagte sie und hielt uns einen Fünfmarschein entgegen, nehmt euch eine Taxe und fahrt so schnell es geht nach Hause, damit ihr trockene Sachen anziehen könnt, ihr erkältet euch sonst.“ Natürlich bestellte sie an unsere Mutter die herzlichsten Grüße und bedauerte, sie nicht sehen zu können.

Wir nahmen uns tatsächlich eine Taxe. Der Taxifahrer bekam folgenden Auftrag von Peter:

*„Hier is det Jeld, ma wolln nach Neukölln zur Innstraße. Latschen se solange uff det Pedal, bis det Jeld alle is.“*

Wir hatten Glück und wurden in der Nähe der Innstraße abgesetzt. Es waren nur noch wenige Minuten zu laufen.

Das Gesicht unserer Eltern verriet reines Entsetzen. Aber mit unseren Heldenminen, wir waren nämlich sehr stolz auf unser Durchhaltevermögen, das wir mit Tapferkeit gleichsetzten, haben wir sie schnell beruhigen können und ihre Hilfe beim Trocknen widerspruchslos angenommen.

Anders war es mit den Wasserpistolen. Mein Bruder war vollauf begeistert als Cousin Peter ihm sein neues Spielzeug zeigte. So eins musste er auch unbedingt haben. Sein Wunsch wurde ihm erfüllt.

Zuerst war auch alles in bester Ordnung. Die beiden Jungen gingen auf die Straße und spritzten lustig in der Gegend herum bis einer die Idee hatte, unauffällig den weiblichen Passanten an die Beine zu sprühen. Manche Damen blieben stehen und guckten überrascht an die nass gewordene Stelle an der Wade und suchten mit dem Blick die nähere Umgebung ab.

Sie konnten sich nicht erklären, woher die kleine Dusche kam. Die Jungen ließen sich nicht erwischen und feixten vor Vergnügen.

Als sie zum Mittagessen herein kamen, wurde ihnen das Spritzen mit den Pistolen in der Wohnung verboten.

*„Wehe ick seh eenen Tropfen uff de Vitrine“* sagte Tante Rosa, *denn jibt et aba Dresche.“*

Aber die Drohung wurde schnell in den Wind geschlagen und unsere beiden nahmen heimlich einen Zweikampf auf, der ins Auge ging oder besser gesagt ans Büfett. Er hinterließ unübersehbar eindeutige Spuren. Zu allem Unglück wurden diese von Peters Eltern entdeckt und die Strafe folgte auf dem Fuß nach dem Motto: „Wer nicht hören kann, muss fühlen“. Eine saftige Schelle für beide Sünder setzte den Schlusspunkt.

Damit war „Ende im Gelände“. Es gab andere Beschäftigungen, die keine bösen Folgen hatten. Die Jungs bekamen wir an diesem Tag nicht mehr zu Gesicht.

Am liebsten gingen wir ins Kino. Dort konnten wir unsere Idole sehen, die sonst nur im Radio zu hören waren, aber nicht im DDR Rundfunk.

Ich denke dabei an die Musikfilme mit Heidi Brühl, Conny Froboes, Peter Kraus, Ted Herold, Peter Alexander u.v.a.

Unser Interesse an Filmen war breit gefächert. So sahen wir z.B. den Westernklassiker mit Gary Cooper „Zwölf Uhr mittags“, oder den Kassenschlager mit Brigitte Bardot „Und ewig lockt das Weib“.

Es gab in Westberlin einfache, kleine Kinos, aber auch Filmpaläste. Den Unterschied merkte man nicht nur an der Größe, sondern vor allem an den Preisen.

Cousine Ingrid war besonders schlau. Sie kaufte in einem renommierten Kino preiswerte Karten für uns und wir nahmen die Plätze in einer der vorderen Reihen ein.

Nach der Pause, wenn der Hauptfilm begann und es im Kinosaal erneut dunkel wurde, wechselte sie mit mir auf die teuren, leer gebliebenen Plätze im Logenbereich. Damit hatten wir mehrmals Glück und das Kinoerlebnis wurde ein voller Erfolg.

Mein erster Besuch im Zeitkino war, so glaube ich, am Bahnhof Zoo. Für 50 Pfennige Eintritt konnten man solange man wollte im Kinosaal bleiben. Das Programm lief eine halbe Stunde, dann begann es wieder von vorne. In diesen 30 Minuten sang auch Louis Armstrong mit der kleinen Gabriele das Lied „Lula lula lu“, auch unter „Onkel Satchmos Lullaby“ bekannt.

Da das Duett meiner Cousine und mir so gut gefiel, blieben wir fast zwei Stunden im Kino sitzen und kamen somit viermal in den Genuss des Liedes.

Ich mag 10 Jahre alt gewesen sein, als wir uns in Berlin einen luftbereiften Roller für eine Mark pro Stunde ausgeliehen haben. So ein Roller war und blieb in meiner Kindheit ein unerfüllter Wunsch von mir.

Dank Ingrid konnte ich diesen für kurze Zeit wahr werden lassen. Wie machte mich das glücklich!

In jenen Jahren trug ich, wie viele andere Mädchen auch, einen Pferdeschwanz.

Cousine Ingrid fand das irgendwann nicht mehr modisch genug und ließ mir kurzerhand die Haare von ihrem Friseur abschneiden.

In Gedanken habe ich noch das überraschte Gesicht meiner Mutter vor Augen als sie mich nach dem spontanen Friseurbesuch mit neuem Haarschnitt zu sehen bekam. Ich hatte mich schon auf eine Standpauke eingestellt. Aber es kommt manchmal anders als man denkt. Sie hat die neue Frisur kommentarlos akzeptiert.

Mein Herzklopfen war umsonst gewesen

Wir Kinder freuten uns immer ganz besonders auf das gemeinsame Herumtoben mit Ingrid und Peter. Wir hatten schon einen Plan geschmiedet, da erinnerte Tante Rosa ihren Sohn an den bevorstehenden Augenarzttermin.

**„Ne Muttern, det kannste ma nich antun, so weet loofen. Det is doch jwd und denn noch det lange Jewarte bis ma rankomm'n tut. Darauf hab ick keenen Bock.“**

Tante Rosa antwortete: **„Na dann führste eben mit der Bimmel und nimmst det Cousinchen an der Hand. Denn haste een zum Quassel'n. Und für de Schwesta beim Oogendokter krigste Kuchen mit. Damit tuste die becircen. Wat denkste, wie schnell et denn jeht.“**

Ich begleitete Peter zum Arzt. Auf dem Weg dorthin holten wir einen Wecker von der Reparatur ab. Im Wartezimmer angekommen sahen wir, es waren wirklich alle Plätze besetzt. Mehrmals hatte die Schwester schon Patienten aufgerufen, ohne Notiz von uns zu nehmen. Das wurde meinem Cousin zu viel. Als sich die Sprechzimmertür erneut öffnete, ließ er den Wecker laut und schrill klingeln und die Schwester schaute sofort in unsere Richtung. Blitzschnell machte Peter eine Geste auf das Kuchenpaket hin und das funktionierte. Beim nächsten Aufruf kam er an die Reihe.

So eine Vorgehensweise wäre für mich in Grabow undenkbar gewesen.

Bei einem anderen Aufenthalt in Berlin schwärmte Peter uns etwas von der bahnbrechenden Neuheit im Haushalt vor, der Waschmaschine.

**„Jibt et sowat bei euch im Osten ooch“?** wollte er von uns wissen.

Wir schüttelten den Kopf und so hatte Peter gleich eine zündende Idee.

In der Haushaltswarenabteilung des Kaufhauses Hertie gab er uns als interessierte Kunden aus und ließ sich mehrere Waschmaschinen verschiedener Typen und Hersteller vorführen und im Detail erklären. Dabei löcherte er den Verkäufer mit unzähligen Fragen, die der alle nach bestem Wissen und Gewissen beantwortete. Er zeigte uns die Maschinen, erklärte die Bedienung und machte uns auf Vor – und Nachteile der einzelnen Typen aufmerksam. Nach ungefähr einer halben Stunde, als keine Fragen mehr offen blieben, sagte Peter lakonisch:

**„Dit wa aba lebensjewürzich von ihn‘n.  
Wenn wa det Jeld uff de Bank ham, koofen wir uns ooch so‘n Ding. Det könnse ma glooben.  
Also denne tschüss und nüscht für unjut.“**

An meine Mutter gewendet meinte er: **„Haste dir det alles jut anjekiekt Tante Ilse? Is doch dufte, wa?“**

Mit einer unverständlichen Miene sah der Verkäufer uns verdutzt und verärgert an und wendete sich dann ohne Kommentar erbost und kopfschüttelnd von uns ab und entfernte sich schnurstracks.

In einem Süßwarenladen ließ sich unser Cousin sämtliche Preise der vielen Bonbonsorten sagen. Danach entschied er sich nach längerem Zögern für 100 g einer Sorte. Der Verkäufer legte nach dem Abwiegen die Papiertüte mit den Bonbons auf den Ladentisch und nannte den Preis. Peter holte umständlich einen Pfennig aus seiner Hosentasche, legte ihn neben die Tüte und sagte bevor er den Laden verließ:

**„Dit is die Anzahlung, den annern Zaster bring ick späta.“**  
Die Bonbons ließ er natürlich liegen.

Auch Ingrid war kess und wollte ihrem Bruder nicht nachstehen. Immerhin war sie die Ältere von Beiden.

Im Winter rief sie in unserem Beisein bei verschiedenen Fleischern an und fragte:

**„Ham se Eisbeene?“**

Auf die verneinende Antwort hin rief sie ins Telefon:

**„Sowat hab ick ma jedacht. Denn krig‘n se meene.“**

Es mag 1957 gewesen sein, als die Teddymäntel in Mode kamen. Ingrid's Herzenswunsch, sie war inzwischen 17 Jahre alt, war so ein Mantel. Sie schwärmte mir davon vor, aber ich konnte mir beim besten Willen nichts unter einem Teddymantel vorstellen.

Das Problem klärte sich schnell. Auf der Straße gegenüber entdeckte sie eine Passantin an einer Haltestelle, die den begehrten Mantel trug. Ingrid formte die Hände wie ein Sprachrohr vor ihrem Mund und rief laut:

**„Achtung, Achtung, an der Haltestelle jegenüber steht eene piekfeine Dame mit‘ m Teddymantel.  
Kieken se doch ma hin. Det jute Stück is der letzte Schrei.“**

Mindestens dreimal wiederholte sie diese Worte. Natürlich guckten die vorbeigehenden Leute erstaunt mal zu Ingrid, mal zur Dame an der Haltestelle. Manche grinsten amüsiert, andere schüttelten empört oder verwundert den Kopf. Unsere Cousine amüsierte sich köstlich über die unterschiedlichen Reaktionen der Leute und die Aufmerksamkeit, die sie durch ihre Verkündung erlangte.

Die Frau im Teddymantel war pikiert und zugleich erleichtert als ihre Bahn nach qualvollen Minuten des Wartens kam und sie somit allen neugierigen Blicken entrinnen konnte.



Cousin Peter bekam ein quietsch gelbes Moped als er 16 Jahre alt war. Er war stolz wie Bolle auf diese Errungenschaft und führte sie uns mit Begeisterung vor. Dazu gingen wir auf die Straße und Peter knatterte freudig an uns vorbei. Es dauerte nicht lange, da packte auch Ingrid die Lust am Fahren und sie bettelte ihren Bruder um Zustimmung.

***Mensch Peta, ick will ooch ma durch de Jegend jurken. Sei doch keen Krümelkacker. Lass ma düsen und mach nich so 'n Jewese.***

Peter antwortet: „***Ne Ingrid, det jeht nich, det kannste unter Ulk vabuchen***“.

Aber Ingrid ließ nicht locker und somit erhielt sie nach einigem Zögern schließlich doch die Erlaubnis und Peter erklärte ihr im Kurzdurchlauf die Bedienung des Fahrzeugs.

„***Pass aba uff, Inge***“, gab er ihr mit auf den Weg. Sie antwortete: „***Is jebongt, da kannste Jift druff nehmen***“, schwang sich in den Sattel und los ging die Fahrt.

Bald war sie unseren Blicken entschwunden.

Ingrid wählte die Strecke um den Häuserblock. Als sie wieder zum Vorschein kam, winkte sie uns lachend zu und rief: „***Dit is echt knorke***“ und setzte den gleichen Weg fort.

Runde um Runde trug das Mofa Ingrid an unseren Augen vorbei, um dann wieder zu verschwinden. Irgendwann wurde es Peter zu bunt und er verlangte sein Fahrzeug zurück, aber Ingrid konnte ihm den Wunsch nicht erfüllen. Sie rief uns bei jeder weiteren Runde zu:

„***Ick weef nich wie die Karre anhalten tut.***“

Nach weiteren Umrundungen wuchs Peters Unmut. Er gestikuliert wild mit den Armen durch die Luft, sobald Ingrid sichtbar wurde.

„***Det Benzin is bald verjuckelt Peta. Een oder zweemaal noch, dann is it jeschafft.***“ schrie sie lauthals und verschwand wieder.

So geschah es dann auch. Nach einer längeren Pause kam sie endlich um die Ecke geschoben.

Der Tank war leer und Peter sauer.

„***Hat die ne Scheibe, oder wat***“, äußerte er sich ärgerlich. „***So 'ne doofe Trulla.***“

Das war dann die einzige Liebesbezeichnung, die ihm für seine Schwester einfiel.

1959 fuhr meine Mutter im Herbst mit mir nach Berlin. Es war unsere letzte gemeinsame Reise, was wir aber zu jenem Zeitpunkt nicht ahnten.

Wir wollten Kleidung für mich zur Konfirmation und Jugendweihe kaufen. Beide Höhepunkte sollten 1960 stattfinden. Wir erwarben Kleiderstoff, Schuhe und einen Mantel. Als ich den Mantel meiner Freundin in Grabow stolz zeigte, sagte ihre Mutter erstaunt: „***Diese Mäntel haben wir vor einiger Zeit in den Grabower Kleiderwerken genäht.***“ Das überraschte uns natürlich sehr.

Es wurden in der DDR viele Waren ausschließlich für den Export hergestellt. So also auch mein Mantel, den ich bei Hertie in Westberlin bekam.

Wie hätten wir das wissen sollen?

1960 waren wir wegen Mutters langem Krankenhausaufenthalt nicht in Berlin.

Nach einjähriger Pause reiste ich im Juli 1961 auf Einladung meiner Cousine alleine zu unseren Verwandten.

Ingrid absolvierte inzwischen eine Lehre und hatte Urlaub.

Sie nahm mich mit zu Verwandten ihrer Mutter an den Stölpchensee.

Wir verlebten dort ein paar schöne Tage. Ich, knapp 15-jährig, spielte das erste Mal Minigolf in einer herrlichen Anlage mit vielen kleinen Lampen und Büschen, in die sich die 18 verschiedenen Bahnen wunderbar romantisch einfügten.

Besonders ist mir in Erinnerung geblieben, dass wir eines Abends, es waren mehrere Jugendliche dabei, an den See zum Baden gingen.

Ungewöhnlich daran war die Uhrzeit, denn es begann schon zu dämmern. Die Wasseroberfläche lag glatt wie ein Spiegel vor uns. Das Ufer war menschenleer.

Auf uns übte der See im Abendlicht einen ganz besonderen Reiz aus. Wir zögerten nicht lange und wagten uns in das kühle Nass, allerdings, und das war außergewöhnlich, in voller Bekleidung.

Es hieß die Jeanshosen, damals noch Nietenhosen genannt, würden erst dann so richtig ihre Passform erhalten, wenn sie im nassen Zustand am Körper trockneten. Das wollten wir unbedingt ausprobieren.

Ich weiß nicht mehr, wie das Resultat ausfiel, aber ich weiß noch, dass wir uns nach dem abenteuerlichen Bad unbesiegbar fühlten.

Die Gefahren, die der See bei Dunkelheit barg, wurden uns erst später bewusst. Wir haben wohl einen Schutzengel gehabt.

Noch heute bin ich meiner Cousine und ihrem Bruder dankbar, dass sie sich, wenn auch einige Jahre älter als ich, rührend um mich gekümmert haben. Dadurch erlebte ich Dinge, an die ich mich gerne erinnere und die für ein Mädchen aus der Kleinstadt Grabow neu, lehrreich und unglaublich interessant waren.

Alle diese Erinnerungen sind sehr kostbar und unauslöschlich für mich.

Als Grabower Schulmädchen der 50-er Jahre hätte ich vieles nicht kennengelernt, weil meine kleine Heimatstadt weit ab vom Großstadtrubel Westberlins lag und es die Möglichkeiten, die diese Frontstadt zu bieten hatte, nicht gab.

Mit der Errichtung der Mauer am 13. August 1961 fanden unsere Fahrten nach Berlin ein jähes Ende. Auch ansonsten hatte sich einiges geändert, denn mein Bruder und ich beendeten die Schulzeit. Unsere Mutter verbrachte das ganze Jahr 1960 im Ludwigscluster Stift Bethlehem. In den Folgejahren bemühte sie sich wenigstens einmal jährlich ihren Bruder mit Familie zu besuchen, denn sie war Invalidenrentnerin geworden und erhielt somit ein Reisevisum.

Die Zahlung des Kindergeldes hörte 1959 mit dem Erreichen des 14. Lebensjahres auf.

Spätere Reisen bekamen einen neuen Sinn.

Auch die Fahrt mit dem Nachtzug nach Berlin hatte durch den Bau der Mauer eine andere Bedeutung bekommen.

Erst im November 1989, nach einer Pause von 28 Jahren konnte ich meine Verwandten wiedersehen. Aber nichts war mehr so, wie es einmal war.

Die Bäckerei hatten sie längst aufgegeben und als Rentner ihren Wohnsitz in einen anderen Stadtteil verlegt. Damit war für mich ein Stück vertrautes Berlin in meinem Herzen verloren gegangen und etwas Wehmut blieb zurück.

Dennoch war die Wiedersehensfreude nach der Wende auf beiden Seiten groß. Es stand nichts Fremdes zwischen uns. Nur die versäumten 28 Jahre hatten uns älter gemacht und uns der Endlichkeit des Lebens sehr viel näher gebracht.

Aufgrund des Wegfalls der Mauer war es mir wenigstens möglich, meinem Onkel, später meiner Tante, die letzte Ehre zu erweisen. Durch sie habe ich Berlin kennen und lieben gelernt, ein Berlin stark gezeichnet vom Krieg, ein Berlin unbeugsam und rastlos im Wiederaufbau und ein Berlin als moderne, weltoffene Metropole.

Dafür bin ich meinen Verwandten von ganzem Herzen dankbar.

Heike Gercke, 2010

Lesung im Reutersaal Grabow am 23.10.2014